

freitext

Kultur- und Gesellschaftsmagazin

Wach sein



Peter Glaser: Und während die Jugend nach dem verlorenen Paradies sucht, erzählt das Licht die Geschichte der Welt

Jan Wagner: ...aus der sicherheit der Stube
starrst du zum platz, wo sich das schweigen drängt

Abbas Maroufi: ...ich glaube, ein wirklich guter Schriftsteller sollte niemals seine Arbeit an Anerkennung knüpfen...



Schöne Ferien

Sommer 04, Pingpong,
Nachmittag, Ferien.

Vier Filme von der Schlei bis an die Oder. Von Maike Reinerth

Angenommen, das filmische Universum wäre winzig klein. Alle Filmfiguren wären untereinander bekannt. Und nach den großen Ferien trafen sich die Film-Kinder in der Pausenhalle ihrer gemeinsamen Film-Schule. „Was habt Ihr diesen Sommer gemacht?“ „Segeln,“ sagt Nils, „an der Schlei.“ „Bei uns gibt es auch einen See, direkt hinter dem Haus!“ ruft Mimmi. Paul verzieht sein Gesicht: „Ph, See – bei meiner Tante war bloß so'n Tümpel. Und der auch noch umgekippt. Na ja, ich hab dann den Pool repariert.“ „Wir ziehen weg.“ sagt Max. „In die Stadt. Meine Mama hat das nicht mehr ausgehalten. Außerdem ist Oma ja gestorben.“ Es wird still, bis Mimmi erwidert: „Hm. Konstantin ist auch tot, der hat sich umgebracht.“ Paul antwortet sofort: „Wie mein Vater. Und der Hund von Tante Anna ist ertrunken.“ „Livia... die hatte, hm na ja, einen Unfall. Ich glaube, das hatte was mit Bill zu tun. Aber meine Mama findet den ja ganz toll.“ druckst Nils. „Bei uns war auch so einer,“ sagt Mimmi, „Der Freund von Irene. Keiner kennt den eigentlich, aber ich glaube Agnes hat ihm gefallen.“ Und Max: „Paul und Laura trennen sich bestimmt. Ich glaube er steht auf Tante Sophie.“

Schanelecs neuem Film „Nachmittag“ (2007), den sie eben auf den 57. Berliner Filmfestspielen präsentierte. Dort stellte auch Thomas Arslan sein Werk mit dem programmatischen Titel „Ferien“ (2007) vor, in dem Max und seine Familie den Sommer mit Besuch im elterlichen Haus verbringen. Und Paul schließlich ist Protagonist des Dramas „Pingpong“ (2006), einem Film von Matthias Luthardt. Neben erstaunlichen Ähnlichkeiten in unzähligen motivischen Details haben diese Filme vor allem eines gemeinsam: Sie portraituren den kurzen, aber oft intensiv erlebten



Martina Gedeck, Robert Seeliger, Svea Lohde, Peter Davor Fotos: © Alamo.de

Um Häuser am See ginge es, Todesfälle und ungewöhnliche Liebesbeziehungen, um fremde Männer, Tanten und Onkel. Sie hätten sich ganz ähnliche Geschichten zu erzählen – und dass, obwohl die Vier Figuren aus völlig unterschiedlichen deutschen Filmen sind. Nils entstammt Stefan Krohmers „Sommer 04“ (2006), der vergangenen Herbst im Kino zu sehen war. Mimmi ist das kleine Mädchen aus Angela

Zeitabschnitt der „großen Ferien“ irgendwo in Deutschland. Es ist warm und sonnig, Familie, Freunde oder auch mal Fremde kommen – erwartet oder unerwartet – zu Besuch, man isst,

trinkt, redet gemeinsam. Eigentlich soll es eine schöne und erholsame Zeit werden. Und dann kommt doch irgendwie alles ganz anders.

Aussprache möglich wird, kommt es zu einem folgenschweren Zwischenfall: Bei einem Segelmanöver auf der Schlei wird Livia schwer verletzt und die Frage nach Miriams Verantwortung stellt sich in verändertem Kontext aufs Neue. Regisseur Krohmer und sein Drehbuchautor Daniel Nocke gehen hier der Fragilität zwischen-



Marion Mitterhammer, Sebastian Urzendowsky Fotos: © Almode

„Sommer 04“ setzt auf ein überschaubares Personal: Die Hochschulprofessorin Miriam (Martina Gedeck) mit ihrem Lebensgefährten André (Peter Davor), dem Sohn Nils (Lucas Kotaranin) und dessen Freundin Livia (Svea Lohde). Diese vier Charaktere sind es, die in Stefan Krohmers Film den Sommer gemeinsam an der Schlei verbringen, bis Bill (Robert Seeliger) – der freundliche, faszinierend-fremde Amerikaner – hinzu stößt und das vermeintliche Idyll stört. Betont aufgeschlossen, ganz Zeichen einer „Wir können über alles reden“-Haltung, reagiert Miriam zunächst, als die 12-jährige Freundin ihres Sohnes den 26 Jahre älteren Bill mit ins Ferienhaus bringt. Schnell wird klar, dass für Nils nicht nur die Ferien sondern auch seine Beziehung zu Livia gelaufen ist. Miriam jedoch, beginnt sich immer stärker für den jüngeren Bill zu interessieren – und er sich für sie. Sind es Konkurrenz und Begehren, die sich da fast unmerklich zwischen sie, ihre Schutzbefohlene Livia und den Rest der Familie drängen? Bevor eine

menschlicher Beziehungen auf den Grund. Mit wenigen Worten, oft mehr durch Andeutung als Ausführung, und Mut zu unspektakulären Bildern (Kamera: Patrick Orth) entspinnt sich die Dramatik. Nie geschieht mehr als nötig, um die Figuren aus dem Gleichgewicht zu bringen und ihren Gefühlen, genauso wie der Geschichte insgesamt, jene Ambivalenz zu geben, die den Film fern von Klischeevorstellungen so spannend wie glaubwürdig macht. Damit erinnert „Sommer 04“ zuweilen an Polanskis Langfilmdebüt „Das Messer im Wasser“ (1962), in dem der polnische Regisseur ein junges Paar auf einem Bootsausflug begleitet. In der Nähe des Wassers wird die anfängliche Harmonie jedoch immer wieder durch den dritten Reisenden – einen fremden jungen Mann – gestört.

„Die Hölle, das sind die anderen“ – der Ausspruch Sartres könnte auch das Motto für Matthias Luthardts „Pingpong“ sein. Ähnlich wie in „Sommer 04“ geht es um Strukturen von Begehren und Autorität im Familienalltag. Doch verläuft der Grat zwischen Vertrauen und Verführung hier noch schmalere. Nur vier Figuren – und einen Hund – lässt Luthardt zu, in seinem Reihenhaus-Kammerspiel: Der Jugendliche Paul (Sebastian Urzendowsky) kreuzt eines Tages unerwartet im Haus seines Onkels (Falk Rockstroh) auf. Dessen Frau Anna (Marion Mitterhammer) und Sohn Robert (Clemens Berg), die gerade eine musikalische Aufnahmeprüfung vorbereiten, sind nicht eben begeistert. Spannungen herrschen auch zwischen Pauls Mutter und seinem Onkel, es geht unter anderem um Geld. Doch weil der Junge gerade den Selbstmord seines Vaters zu verkraften hat, – auch hier werden immer wieder finanzielle Sorgen angedeutet – mag ihn keiner so recht nach Hause schicken. Paul bietet an, den Pool im Garten neu zu fliesen. Einerseits mag das als freundliche Geste gelten, er sichert sich jedoch durch dieses Kalkül andererseits auch das

Recht auf Kost und Logis. Als der Onkel überraschend eine Dienstreise antritt, ist Anna allein mit den halbwüchsigen Jungen. Und tatsächlich herrscht vorübergehend so etwas wie heitere Ausgelassenheit zwischen Mutter und Kindern. Der paradiesische Zustand währt kurz, denn was die Handlung vorantreibt, ist eine permanente Verschiebung von Konfliktstrukturen: Ein Pingpong der Beziehungen. Bald scheint Robert sich Paul anzunähern, lässt sich durch dessen mitgebrachte Spielkonsole von der Prüfungsvorbereitung ablenken, bald erwidert Anna Pauls begehrende Blicke durch mädchenhaftes Kichern, was wiederum den Ärger Roberts provoziert. Die immer wiederkehrende Diskussion um eine Sonate von Alban Berg sorgt nicht nur für musikalische Dissonanzen. Es brodeln fortwährend unter dem zerbrechlichen Äußeren der Beziehungen, tatsächlich zur Eskalation kommt es erst, als Paul und Anna während Roberts Vorspiel gemeinsam im Bett landen. In der Folge hat jeder der drei den anderen in der Hand – was dazu führt, dass alles weiter brodeln, nichts jedoch ausgesprochen wird. Der Pool, mit seiner kalten, glatten Oberfläche, wird ebenso wie das Haus und der enge, blickgeschützte Garten zum Sinnbild für den Käfig, in dem die drei sich befinden. Ein umgekippter Teich in der Nähe steht als Negativ eines Erholungs-Idylls für die innerlich verletzten Seelen. Unter der glatten Oberfläche verborgen: die wahre Fäulnis.

Angela Schanelec hat sich für „Nachmittag“, in dem sie selbst eine Figur spielt, Anton Tschechows „Die Möwe“ zum Vorbild genommen, das Theaterstück für ihre Zwecke drastisch bearbeitet. Übrig geblieben sind vor allem einige Textfragmente und eine Figurenkonstellation, zusammengesetzt aus Jung und Alt, die sich um den zentralen Schauplatz – eine Potsdamer Stadtvilla – gruppieren. Die eindeutige Bindung an einen Ort ist neu in Schanelecs Arbeit und lässt deren Wurzel in der Bühnenvorlage erahnen. Dennoch hätten sie in der Umsetzung nur die Methoden des Films interessiert, sagte die Regisseurin bei der Premiere in Berlin. „Nachmittag“ ist ein Film geworden, der in vielerlei Hinsicht von Angela Schanelecs früheren Werken abweicht, anderes hingegen unangenehm-überdeutlich betont. Mit ihrem ständigen Kameramann Reinhold Vorschneider wagt sie sich näher an die Figuren

heran: Die frühere Dominanz von Totalen, gerahmten Einzelbildern und langen Kamerafahrten wird zugunsten von Nahaufnahmen mit einer agilen Kamera aufgehoben. „Ich hatte das Bedürfnis, den Figuren nah zu sein.“ Der Text – was die Menschen im Film sagen, was sie meinen und wie sie sich ausdrücken – rückt in den Mittelpunkt des Geschehens. Kein Zufall ist auch, dass gleich mehrere Figuren beruflich mit Text zu tun haben: Die Schauspielerin Irene (Angela Schanelec) besucht ihren Sohn Konstantin (Jirko Zett). Als verkannter Schriftsteller kümmert er sich um seinen Onkel Alex (Fritz Schediwy) und das Familienanwesen. Sowohl Konstantins Verhältnis zur Mutter als auch das zu seiner langjährigen Freundin Agnes (Miriam Horwitz), die auf Heimatbesuch in Potsdam ist, scheinen gestört. Vor allem aber beobachtet er seinen eigenen Stillstand, fühlt sich unverstanden, scheint seine Ängste und Wünsche nicht adäquat ausdrücken zu können. Agnes hingegen befindet sich auf einer aktiven Selbstsuche, sieht in ihrer Naivität die Fülle der vor ihr liegenden Möglichkeiten als Chance. Schanelecs Menschen bleiben dennoch Inseln – so sehr sie sich gegenseitig auch helfen wollen, vermö-



Angela Schanelec, Miriam Horwitz Fotos: © Internationale Filmfestspiele Berlin/ Peripher

gen sie doch nicht einander zu erreichen. Der Effekt ist leider auch für den Zuschauer nicht immer positiv: Figuren und Probleme wirken überzeichnet und

Anna (Angela Winkler) angeht, gesteht Laura ihrem Mann, sie habe jemanden kennen gelernt. Keine der von Arslan portraitierten Beziehungen bleibt in der Folge unbeschadet: Max, der Nachzügler und kleine Bruder (Amir Hazic), muss eine temporäre Trennung von Zoe (Babette Semmer) hinnehmen, als er sich mehr um „seine



Karoline Eichhorn, Angela Winkler, Karoline Eichhorn, Uwe Bohm Fotos: © Internationale Filmfestspiele Berlin/ Peripher

selbstgefällig, der Film mit sich selbst beschäftigt. Die Ferien, wie auch der Film, enden mit Abschied: Agnes verlässt nach einer Auseinandersetzung mit Konstantin die Stadt, Irene reist mit ihrem Freund Max (Mark Waschke) ebenfalls ab, und Konstantin, der es nicht über sich bringt, den Ort seiner Kindheit zu verlassen, geht, nachdem er eine Unmenge an Schlaftabletten geschluckt hat, ins Wasser.

Was die Figuren in „Nachmittag“ nicht schaffen, – Veränderung herbeizuführen – lässt Thomas Arslan den Charakteren seines überaus stimmigen Films „Ferien“ gelingen. Auch hier spielt sich die zentrale Handlung im Haus der Eltern ab, sind es gleich vier Generationen, die die Ferientage gemeinsam verbringen. Laura (Karoline Eichhorn) und Paul (Uwe Bohm) scheinen nur auf den Urlaub gewartet zu haben, um einen Ehestreit auszutragen. Kaum im Haus der Mutter

Jungs“ kümmert als um die Freundin. Die Jungs wiederum haben für seinen Vater Robert (Wigand Witting) nur Gemeinheiten übrig, die das Verhältnis zwischen Vater und Sohn belasten. Anna, die merkwürdig abwesende Ex-Fotografin, unbestrittene Herrin eines Hauses, das sie selbst nicht mehr sehen kann, hängt noch immer ihrem früheren Mann nach, dem Vater zweier Kinder. Bei einem gemeinsamen Abendessen, bei dem sie auf dessen Erscheinen hofft, entladen sich die Spannungen zwischen Mutter und Töchtern. Am Ende bleibt Anna allein am Tisch zurück. Lediglich Sophie (Anja Schneider), die verspätet eintreffende jüngere Schwester und die kranke Großmutter (Gudrun Ritter) scheinen mit der unvollkommenen Realität ihren Frieden geschlossen zu haben und sind von Beginn an in der Lage, wesentliche, den familiären Spannungen zugrunde liegenden Mechanismen aufzudecken. Doch Arslan lässt seinen Figuren am Ende – fast – alle Möglichkeiten offen. Ferien markieren hier Aufbruch: Robert und Anna werden das Haus verkaufen und in die Stadt ziehen, Laura und Paul wollen für einige Zeit eigene Wege gehen. Der Regisseur lässt die Charaktere ihre Probleme ausbaden, lässt sie miteinander reden, Gefühle und Positionen ausdrücken. Unterstützend benutzt er häufig die einfache aber wirkungsvolle Methode des „staging“: Ein nahezu unbeweglicher Bildrahmen gilt ihm als feste Kampfzone für die Auseinandersetzung, harte Schnitte reihen die Sequenzen aneinander. Leere Stühle und Bänke, ein Tisch bilden den Ausgangspunkt vieler zentraler Szenen. In der Art und Weise wie sie besetzt werden, wann welche Figur wo Platz nimmt, sich somit in einen markierten Bereich begibt, und wie dieser wieder ver- und hinterlassen wird, in diesen Details nonverbaler Kommunikation offenbart sich oft sehr viel mehr als über die ausgetauschten Worte. Dass der Film sich damit, stärker noch als die vorherigen, gegen die Sehkonventionen des populären Kinos wendet, wirkt weder präventios noch wird der Erzählfluss dadurch gestört.

Vielmehr schaffen es Arslan und sein Ensemble, den Zuschauer ohne Psychologisieren und Anbiederung, für die Figuren zu interessieren.

„Die traditionelle Familie ist, neben dem Trojanischen Krieg, eines der ergiebigsten literarischen Schlachtfelder“, schrieb Jens Bisky vor kurzem in der Süddeutschen Zeitung. Wie in der sozialen Realität – und in der Literatur – sucht das deutsche Kino in einer unüberschaubaren Welt Halt und Zuspruch in der Familie. Nur um festzustellen, dass auch dort nichts sicher ist: „Zwischen Zuschauern und Produzenten besteht die Verabredung, dass jedes Familienidyll Schreckliches verspricht, Disaster hervorbringt oder gegen diese verteidigt werden muss.“ Dass sich innerfamiliäre Spannungen gemeinhin an Feiertagen oder eben in den Ferien entladen, ist ein verbreiteter Topos: Die Auszeit vom Alltag kann ebenso Klarheit in Gedanken schaffen und die entsprechenden Konsequenzen in Gang setzen, wie auch das von den Strukturen des Arbeitslebens noch lose zusammen gehaltene fragile Beziehungsnetz Familie zum Einstürzen bringen. „Typisch französisch“ werden diese Formen alltäglicher Dramen gerne genannt und Filme wie die besprochenen unter Begriffen wie „Nouvelle Vague Allemande“ zusammengefasst. Doch die Rückkehr in die Hölle des Privaten, der Verzicht auf Schaulusteffekte, die Reduktion von Dialog und Personal auf das Wesentliche, sind längst essentieller Bestandteil der deutschen Filmkultur ge-

worden. Es sind sehr alltägliche deutsche Familien, deren Beziehungen hier von innen heraus umgekrempelt werden. Dass die großen Ferien dennoch nicht immer in der vollständigen Katastrophe enden müssen, dass im Chaos auch immer eine Chance für den Neuanfang steckt – diese Möglichkeit scheinen nicht alle Filme anzuerkennen. Dabei müssen ja am Ende nicht immer die Guten belohnt und das Böse aus der Welt verbannt werden: Das Nebeneinander von – zuweilen zweifelhaftem – Glück und Unglück und die Fähigkeit, zusätzliche Optionen an – aber nicht immer auszuspielen, sind es, die vor allem „Sommer 04“ und „Ferien“ besonders auszeichnen.



Martina Gedeck Foto: © Alameda

SOMMER 04 (D 2006) 97 Min. – R. Stefan Krolowitz, B. Daron Sacko, K. Pionk, Oskar PINGPONG (D 2006) 89 Min. – R.

Martina Luthardt, B. Micky Hauck/Martina Luthardt, K. Christian Mardik, NO. HSEI/PAG (D 2007) 97 Min. – R+B. Angela

Schönele, K. Reinhold Venzhöfer, TRENEN (D 2007) 91 Min. – R+B. Uluru Arslan, B. Michael Wiesweg